

Bei Karl den Trohen.

Lehthim bei Karl den Trohen mal — Dingda — Wachen — jenseits. Münster besichtigt, Rathhaussaal, Bädeler vorher jenseits...

Malen ihn immer mit langen Bart — Einfach: Gesichtskennzeichen: Rangel: Schnurrbart getragen, preußische Art Strammer Herr a la Wrangel...

Schon auf Skula schwärmt für ihn: Wittekind erbehalten! Flotte Töchter gehabt, dann Spleen Wejen Unflücht mit Frauen...

Riesig gelehrtes Haus dabei! Selber zwar nicht geschrieben, Aber Dichter zur Schreiberei Fortwährend angetrieben...

Ueberhaupt rührig ganzen Tag — Wahrheit voller Refelle! Schauer Einen, wenn Sarkophag Sieht so an Ort und Stelle...

Neulich verdientes Denmal kriegt — Bischen verspätet jenseits... Braucht eben Zeit, bis Trohes steigt: Uns mal nicht besser jehen!

Vier Bitten.

Von Felix von Stenglin.

Auf dem Wege von der Station nach dem Berliner Vororte S. ging der ehemalige Bauer Christian Luy mit drobenem Schritt einher. In der Rechten hielt er einen Stoch, unter dem linken Arm trug er mühsam zwei große Düten mit Apfelsin und Apfelsinen...

Er dachte an das Kreuz drüben auf dem Gottesacker mit der Aufschrift: „Hier ruhet in Gott Luise Friederike Margarethe Luy, verwitwete Grünwald, geb. Wels, geb. den 27. Nov. 1845, gest. den 8. Okt. 1885. Friede ihr Asche!“ Ja, sie war die Einzige gewesen, die ihn geliebt hatte, und sie war ihm genommen worden!

Und weit, weit zurück gingen seine Gedanken... Als Knecht war er in das Haus des alten Wels gekommen. Die stolzen Bauern, besonders die Sippe der Welse, hatten es ihm oft merken lassen, daß er nur ein Fremder und nur ein Knecht sei. Sie nur, die Tochter des Dienstherrn, war freundlich zu ihm. Aber sie hatte den Anderen nehmen müssen...

Wenn es denn nicht sein konnte, warum ihn hüten und tranken? Christian Luy war so in seine Erinnerungen verfallen, daß er ab und zu laute Brummen, die des Unwissens von sich gab. Jahn Jahre lang hatte der Andere sie belesen, und als sie dann, selbstständig und wohlhabend, ein Jahr nach dem Tode des ersten Mannes sein Weib geworben war, da hatten Jugend und Schönheit schon Abschied von ihr genommen. Aber dennoch, die rauhen, finsternen Seiten in ihm begannen sich zu glätten, zu beruhigen, das Blut wollte aufgehen. Da stand sie ihm nach wenig Jahren! Er schaute, Christian Luy, als ihm seine Gedanken in diese Zeit geführt hatten. Ein Rückfall in seine alte Verbitterung war damals gefolgt. Besonders von den Verwandten seiner Frau, die in diesen Jahren ihn Haß und Bosheit genugsam hatten fühlen lassen, zog er sich ganz zurück.

Etwas jwar war ihm geblieben: seine Stiefmutter, die Grete. Schon als sie noch klein war und der Vater noch lebte, hatte Christian sie gern gehabt, ohne es indeß Andere merken zu lassen. Er steckte ihr Nähnereien zu, machte ihre Spielsachen ganz, und wenn er wußte, daß gar Niemand in der Nähe war, nahm er sie wohl auch auf seine Arme. Für sie hatte er gearbeitet, als seine Frau gestorben war, unermüdet, Tag aus, Tag ein. Und sein Fleiß und seine Geschicklichkeit trugen Früchte, er wurde der Wohlhabendsten einer. Als die Welse sahen, daß er es besser verstand als sie, daß er immer das beste Korn und die besten Kartoffeln einbrachte und später die vortheilhaftesten Landverkäufe abschloß, da näherten sie sich ihm, aber er wies nach wie vor ihre Freundschaft von sich. In seinem Hause, mit seiner Grete kaspelte er sich ein. Und allmählich, ganz allmählich kamen Stunden, da es wieder wärmer und lichter in ihm wurde; unter dem Einfluß des heiteren, lebensvollen Mädchens stieg etwas wie neuer Friede in ihm auf, zum zweiten Mal klopfte das Blut bei ihm an... Und nun? Er seufzte tief auf. In wenig Monaten ging sie von ihm. Nicht einmal ein Jahr wollte sie noch warten, und er hatte doch einst zwölf Jahre gewartet! Wußte sie denn nicht, wie er an ihr hing? War er denn so finster gewesen, daß sie seine Liebe gar nicht gespürt hatte? Dies Gefühl in seinem Herzen, das er unter rauher Schale so heilig gehütet hatte, diese Liebe zu seiner Grete war ihm nun auch verleidet...

Die Pfeife war dem Bauern ausgegangen, mit starren Augen blickte er vor sich hin... Da öffnete sich die Thür, und Derjenige, um den seine Grete ihm verfallen war, trat ein. „Tag, Vater!“ sagte er freundlich, aber mit einer gewissen Ueberlegenheit.

Dieser Ton schon erlosche den Bauern. Nicht eben ermutigend, sah er Frig Merker an. „Ich habe ne keine Sache mit Ihnen zu besprechen“, fuhr der junge Mann fort.

Der Bauer brumnte nur, stand auf und bot auch dem „Berliner“, wie er ihn manchmal verächtlich nannte, seinen Stuhl an.

Das störte indeß Frig Merker nicht. Er ging vielmehr gleich auf's Ziel los. „Ich kann gerade jetzt ein kleines Geschäft unter günstigen Bedingungen übernehmen, und da haben wir doch lieber beschloffen, nicht bis Ostern zu warten, denn in dem Geschäft brauch' ich ne Frau. Na und da steht wohl nichts im Wege, daß wir im Oktober schon Hochzeit machen.“

Christian Luy schwieg, er fand keine Worte für diese Ueberredung. „Na, Sie sagen ja gar nichts?“ begann Frig Merker nach einer Weile wieder. „Ist es Ihnen etwa nicht recht?“

Ein Vorwurf wohl gar noch! dachte der Alte. Ein Vorwurf, daß er ihm nicht das Kind hinwari, ohne mit der Wimper zu zucken... Und nicht einmal eine Bitte!... Wir haben beschloffen... es ist Ihnen wohl nicht recht... Nicht einmal bitten konnte man, wie sich's gebührte! Und langsam, leise begann der Bauer zu sprechen. „Ostern, heb' id' eseggt, rich' id' de Hochzeit aus, und von de Hochzeit von meine Grete soll'n se noch lange reden — Ostern, aber nicht eher.“ Und nun erhob er seine Stimme und schrie fast: „Nicht einen Tag eher!“ Damit wandte er sich um und stellte sich an's Fenster.

Grete trat jetzt ein. Frig Merker machte ihr ein Zeichen. „Das ist doch unrecht von Dir, Vater“, begann sie leise.

Da drehte er sich bestig um. „Wat id' eseggt habb', dat heb' id' eseggt! Ostern un nich eher!“

Auch Auguste, die Nichte des Bauern, veruchte später ihr Heil. „Weßt De, Christian, Du hast se doch die Verlobung erlaubit, nu weßt id' nich, warum Du jekt so bist!“

Er antwortete nicht. „Nah se doch nu machen, wie se wollen!“

„Natürlich! Du sanst och an! — Ostern rich' id' de Hochzeit aus oder jarnich! Ostern oder jarnich! In da bei bliwt id'!“

Christian Luy war ein Starckopf, darüber waren die S...dorfer längst einig. Doch daß Liebende, wenn sie zusammen wollen, die allerstärksten Menschen sind, ersuhr der Bauer in den nächsten Wochen zur Genüge. Sie wären wohl gar heimlich auf und davongegangen, wenn sie sich nicht bekommen hätten.

Weit entfernt allerdings war Christian Luy davon, sein Wort, das er Ostern oder gar nicht die Hochzeit ausrichte, zurückzunehmen. Wochten sie denn gehen und thun, was sie wollten, er kümmerte sich nicht mehr darum.

Das sagte er sich auch heute, da sie wie er nur zufällig gehört, denn Grete war schon seit acht Tagen bei ihren Schwiegereltern — in Berlin ihre Hochzeit feierten.

Jögern trat Auguste zu ihm heran. Reizen durfte sie ihn keinesfalls, da konnte ihn der Schlag treffen... „Na, dat is nu mal so, Onkel. Nachjeben konnt' De nich —“

Er wandte sich schroff um. „Nachjeben soll' id'? Ja nachjeben? Ja da sollt doch — nee! Eher —“

„Nee se hebben's och nich um Di verbient.“

„Wenn se noch jekommen wären, — wenn se noch — aber nee —“

„Nee nee. Du hast id' eseggt, und dat mußt De als Mann och halten.“

„Wenn se noch — wenn se noch —“

Kunst und Wissenschaft.

Wasser als Heilmittel. Immer mehr zeigt die heutige Medizin das Bestreben, einen Faktor in den Kreis ihrer Thätigkeit zu ziehen, der bisher von der Allgemeinheit der Aerzte weniger beachtet worden ist: die Wasserbehandlung. Im Publikum herrscht vielfach die Meinung, als ob die sog. Naturcuren diese Behandlungsweise „entdeckt“ hätten und zur Anwendung brächten. Dem gegenüber ist ein Artikel sehr interessant, den Dr. Detleffmann-St. Blasen über die Wirkung der Wasserbehandlung bei der Neurasthenie in der „Zeitschr. für physik. und diät. Therapie“ veröffentlicht und in dem er einleitend über die allgemeine Wirkung der Wasserbehandlung spricht. Der Artikel beweist, welche Wichtigkeit die medizinische Wissenschaft dem Wasser als Heilmittel beilegt, wie sie aber vor allem bestrebt ist, diesen Faktor rationell zu verwerten, indem sie seine Wirkungsweise erforscht. Winternitz hat zuerst die Erfahrungen des Wassers studirt und festgestellt, welche gewaltigen Einflüsse es auf Innervation, Blutcirculation, Blutbeschaffenheit, Stoffwechsel und Wärmebildung des Organismus ausübt, indem es dadurch die „natürlichen Wehr- und Hilfskräfte des Körpers“ stärkt. Neuerdings hat besonders Professor Goldschneider Berlin dieses Gebiet bearbeitet. Er stellte fest, daß das Wesentliche bei der Wirkung des Wassers das direkte Ausstrahlen der Temperaturreize auf nervöse Bahnen sei. Wir haben in der Haut bestimmte Nerven, welche die Kälte und andere, welche die Wärme vermitteln. Auf diese werden durch das Wasser Reize ausgeübt, die dann als Bahnungs- oder Hemmungswirkungen auf andere Nervenbahnen übergehen. So ist die schmerzstillende Wirkung des Wassers zu erklären, wenn man z. B. bei Kopfschmerzen kalte Umschläge oder die Eisblase anwendet. Nicht anders wirkt der so genannte Miarageneffekt. Er enthält Menthol, das einen starken Reiz auf die Kältnerven der Haut ausübt. Umgekehrt bewirkt ein warmer Umschlag bei Kopfschmerzen Steigerung des Schmerzempfindens, weil er die Erregbarkeit vermehrt. Bis zur Schmerzgrenze dagegen erhöht, hemmt auch die Wärme stark, wodurch die schmerz- und krampffördernde Wirkung heißer Umschläge sich erklärt. Neben dem Einfluß auf die Hautnerven ist ein wichtiges Moment der Wasserwirkung die Beeinflussung der Blutcirculation. So ist es ein sehr bewährtes Mittel gegen Kopfschmerzen, die Füße zu erwärmen. Indem das Blut durch den Wärmerreiz gleichsam in die Füße gezogen wird, ist der Kopf kühler. Andererseits wird ein Kopfschmerz, der auf Anämie (Blutarmuth) des Kopfes beruht, durch einen warmen Umschlag um den Kopf schnell beseitigt. Immer wird es darauf antommen, bei der Anwendung der Wasserbehandlung die einzelne Person zu betrachten und nach ihrer Besonderheit die Art der Anwendung zu bestimmen.

Die Bayreuther Bilanz, das heißt das finanzielle Ergebnis aus Unkosten und Einnahmen der Bayreuther Festspiele, wird recht verschieden beurtheilt. Die Einnahmen, das Plus wäre „auch in diesem Jahre beträchtlich“, da die Einnahmen bei 20 Vorstellungen mit 1500 bezahlten Plätzen a 20 Mark das nette Summen von 600,000 Mark ausmachten. Die sehr bedeutenden Ausgaben scheinen nach Meinung Anderer jedoch gar nicht genügend hoch in Gegenrechnung gestellt zu werden. Wenigstens weiß ein „Bayreuther Gekreuer“ in der „Presse“, zu erzählen, daß die Unkosten höher sind, als man gewöhnlich annimmt. So haben die Reueinstudierungen des „Nibelungenrings“ 1896 ein Defizit erlitten, trotzdem kein Platz unbesetzt war. Kosteten doch die Vorträge amaltem „Wolfszügen“ allein 30,000 Mark! Erst die Wiederholungen des „Rings“ 1897 und 1899 wer-

den das damalige Manko gedeckt haben. Ebenfalls wird die Reueinstudierung der „Meisterfänger“ in diesem Jahre mit einem Defizit endigen. Und dies, trotzdem der „Bayreuther Gekreuer“ die Gesamteinnahmen aus den zwanzig Vorstellungen auf 640,000 Mark höher als die Ausgaben, ansieht! Er meint, daß von einem Gewinne für das Haus „Wahnfried“ überhaupt keine Rede sein könne. Wauners Erben bezogen nicht einmal die geschiedenen Lantien. Jeder Ueberflus fällt in die Festspielkasse und kommt den nächsten Aufführungen zu Gute. Hat der diesjährige „Ring“ frühere Unkosten deden helfen müssen und die neue Ausstattung der „Meisterfänger“ ein Defizit im Gefolge, so kann die Festspielkasse für die nächste Bayreuther Spielzeit allerdings nicht „beträchtlich“ fundirt sein.

Die Technik bei den Eingeborenen in Afrika. Vor einigen Tagen mees-Museums n Paris eine interessante Nummer einverteilt. Es ist dies ein vom französischen Marine-Infanterie-Hauptmann Billouart einem ausständischen Eingeborenen bei Sissao in West-Afrika abgenommenes Grasgewehr, das von einem Schmiede des Ortes hergestellt worden ist. Auf die Frage des Hauptmannes, ob die Eingeborenen viele solche Flinten besäßen, erwiderte der Neeger, sie hätten vier, die nach dem Tode eines bei einem gefallenen französischen Soldaten gefundenen Gewehres angefertigt wurden. Die beiden Neeger hatten gebuldig Stück für Stück das Gewehr auseinandergenommen und ohne besondere Werkzeuge und Maschinen die Waffe fabrizirt, mit der vor noch zwanzig Jahren die ganze französische Armee ausgerüstet war. Die Arbeit ist natürlich eine sehr grobe, aber es fehlt keine Schraube bis auf den Bügel, dessen Bedeutung den Schwarzen offenbar nicht einleuchtete. Vielleicht hatten sie auch wegen der darauf gebrachten Riffen angenommen, es sei eine Art Amulett mit einem dem Weidgeschichten günstigen Gebete, weshalb der mit der Ausführung der Waffe betraute Künstler sich wohl hütete, es nachzumachen.

Der kontinentalste Punkt der Erde. Wie die russische Geographische Gesellschaft mittelst, ist der neue Punkt der Erde, welcher auf allen Seiten am weitesten vom Meere entfernt ist, jetzt gefunden worden. Er befindet sich im Arzen südlich von Tschangha und ist 2400 Km. oder 1500 englische Meilen in jeder Richtung von Meer entfernt. Die Gegend hat sich auch in meteorologischer Hinsicht interessant erwiesen, kann es werden bei Schwankungen des Luftdruckes beobachtet, wie auf keinem Punkte der Erde. Es ist daselbst ein ständiges meteorologisches Observatorium errichtet worden.

Der Schädel eines diavolischen Raubthieres, welcher vor einiger Zeit in der Gegend von Königs-Winterhausen gefunden und dem Natürlichen Provinzialmuseum überwiesen wurde, hat sich als von einem vertrackten Löwen herkommend entpuppt. Der Fund, eine der größten Seltenheiten für die Provinz Brandenburg, beweist, daß auch in der Mark einmala Löwen gehaust haben. Professor Dr. A. Reisinger hat den königlichen landwirthsch. Hochschule hat den Schädel untersucht und darüber eingehend Bericht erstattet. Zur Bestimmung des Stüdes, ob Löwe oder Tiger, hat Professor Reisinger die in den Berliner Museen vorhandenen Schädelmengen zur Hilfe genommen. Verschiedene Merkmale, insbesondere die Stirnform, haben zu dem Ergebnis geführt, daß man es hier mit einem Löwen und nicht Tiger zu thun hat. Der Gelehrte hebt hervor, daß der eine der zum Vergleich herangezogenen Löwen Schädel (gemeint ist einer der vier Gailentwiler Schädel aus dem Museum für Naturkunde), der wohl zu den besten Löwen Schädeln des „Leo spelaeus“ gehört, für die Untersuchung von besonderer Wichtigkeit war, weil an ihm alle Charaktere klar und sicher zu erkennen seien.

Wie breit ist ein Bliz? Man stellt sich gewöhnlich unter dem Blizstrahl eine ganz schmale, fadenförmige Erscheinung vor, und manchmal mag das ja auch zutreffen, immer aber nicht. Vor kurzer Zeit wurde in St. Gilgen am Wolfgangsee ein Bliz photographirt. Durch die Entladung war die ganze Gegend so stark beleuchtet, daß man auf der Photographie deutlich erkennen konnte, an welcher Stelle der Bliz eingeschlagen hatte. Aus der Entfernung dieser Stelle von der photographischen Camera und aus der Breite des Blizes in der Photographie ließ sich die Breite des reellen Blizes zu 15 M. berechnen. Wenn man nun auch der Tafelsche Rechnung trägt, daß grell beleuchtete Körper auf dunklen Grunde vergrößert erscheinen — die menschliche Hand im weißen Sandstich z. B. sieht daher größer aus, als sie wirklich ist — und darum annimmt, daß das Bild des Blizstrahls auf der photographischen Platte etwa um ein Drittel zu breit erschein, so wäre der Bliz doch immer noch circa zehn M. breit gewesen, also von einem fadenförmigen Bliz ganz gewiß nicht die Rede sein.

Unter Eheleuten. Sie: „Nun mich haben sich seiner Zeit sehr viel Männer beworben.“ Er: „Und ich hatte das Unglück, der Glückliche zu sein.“